



Den Weg vom Marienplatz bis zum Elternhaus studierte Horst Kurzmann mit seinem Vater ein. Heute schafft er ihn allein.
FOTO: LEON SCHEFFOLD

„Viele werden in Zuckerwatte gepackt“

Horst Kurzmann hat eine kognitive Beeinträchtigung und sitzt im Münchner Behindertenbeirat,

Von Leon Scheffold

Gut dreißig Teilnehmer rücken ihre Stühle an den langen Tisch im Kulturreferat der Stadt München am Marienplatz. Der blaue PVC-Boden reflektiert das kalte Licht der Rasterleuchten, einige Kannen Kaffee und kleine Tütchen mit Gummibären sind auf dem Tisch ver-

teilt. Der Facharbeitskreis „Freizeit und Bildung“ des Behindertenbeirates der Stadt München tagt. In dem vollen Raum sitzen Vereine, Organisationen, soziale Träger und Selbstvertreter, also Menschen mit Behinderung. Einer von ihnen ist Horst Kurzmann: ein großgewachsener Mann mit rundem Gesicht, borstigen Haaren und einer angenehmen Behinderung: Sie verursacht Lernschwierigkeiten, eine Entwicklungsverzögerung und kognitive Probleme.

Der 64-Jährige lehnt sich tief in seinen Stuhl zurück. Er trägt eine lässigen Zip-Pullover, die Pilotenbrille verstaubt er in seiner Umhängetasche. Aufmerksam hört er dem Vorsitzenden des Facharbeitskreises zu. Kurzmanns Hände ruhen auf seinem Bauch, die Daumen kreisen umeinander. Seit fünf Jahren ist er Mitglied im Behindertenbeirat, die Menschen, die mit ihm am Tisch sitzen, sind ihm vertraut. Nacheinander hakt der Vorsitzende die Punkte der Tagesordnung ab. Zuerst stellt die Volkshochschule einen Kurs vor, der Digitalisierung für Menschen mit Behinderung ermöglichen soll, dann spricht ein Verein, der ehrenamtliche Freizeit-Assistenzen vermitteln möchte.

Durch die Behinderung ist auch sein räumliches Sehvermögen beschränkt

Kurzmann hört konzentriert zu, nickt immer wieder zustimmend und sagt leise „gut so“ oder „das ist wichtig“. Zwischen-durch greift er sich flink ein paar Tütchen Gummibären vom Tisch. Das Thema Freizeitbeschäftigungen liegt ihm besonders am Herzen. Als er an der Reihe ist, etwas zu sagen, atmet er tief ein, zieht seine Schultern nach hinten, streckt die Brust nach. „Ich gehe liebend gern aus“, sagt er und hält kurz inne. „Ich brauche aber dringend jemand Ehrenamtlichen, der mich in der Freizeit begleitet und mit mir am Wochenende weggeht.“ In seinem Wohnheim sei er nur untergebracht. „Da wird nichts in der Freizeit angeboten.“

Seine Behinderung schränkt sein räumliches Sehvermögen ein, dadurch kann er sich nicht so gut orientieren oder einzelne Dinge aus einer Menge heraus erkennen. Allein ausgehen ist deshalb nicht möglich. Wenn er auf die Wiesen möchte oder zum Biergarten im Ostpark spazieren, sei eine Freizeitbegleitung unabdingbar. „Seit Jahren schon suche ich jemanden“, sagt er energisch und blickt in die Runde.

Die Menschen im großen Raum des Kulturreferats empfehlen ihm Websites und Programme, die er konsultieren könne. Zwar gibt es Initiativen, die auf die Vermittlung von Freizeit-Assistenzen spezialisiert sind. Doch sei die praktische Umsetzung oft komplex. „Die Chemie mit den Freiwilligen muss auch stimmen“, wirft eine Teilnehmerin mit Behinderung ein. Nicht jeder passe zueinander. Horst nickt und nimmt die Informationen auf. Dann lehnt er sich in seinen Stuhl zurück und lässt seine Daumen wieder kreisen.

Das erste Mal tagte der Münchner Behindertenbeirat im Jahr 1973. Damals saß

Horst Kurzmanns Vater Paul auf einem der Stühle im Kulturreferat. Paul Kurzmann war ein Visionär der bayerischen Inklusionsarbeit. Über fünf Jahrzehnte hinweg setzte sich der Diakon für die Belange von Menschen mit Behinderung ein. Er gründete die „Offene Behindertenarbeit“ (OBA), die Beratungen und Freizeitangebote für Menschen mit Behinderung anbietet.

Für seine sozialen Dienste bekam Paul Kurzmann im Jahr 2002 das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Im Jahr 2020 starb er. Sein Lebenswerk, die Offene Behindertenarbeit, bleibt. Allein in Oberbayern nutzen rund 13.000 Menschen die Angebote der OBA. Allen voran sein Sohn Horst Kurzmann. Die Situation für Menschen mit Behinderung habe sich in den vergangenen Jahrzehnten zwar verbessert, sagt dieser. Doch er sei noch immer mit vielem unzufrieden. Im Behindertenbeirat könne er seinem Ärger Luft machen.

Franz Göppel ist ehrenamtlicher Vorsitzender des Facharbeitskreises Freizeit und Bildung des Behindertenbeirates. „Das hier ist ein großes ehrenamtliches Vernetzungsgremium. Aber unsere Hauptaufgabe ist es, die Politik und Stadtverwaltung zu beraten“, erklärt der Sozialpädagoge. So seien über die Jahre hinweg einige Verbesserungen auf den Weg gebracht worden, wie barrierearme Schwimmbäder, Taxen für Menschen mit Behinderung oder inklusive Eislauf-Bahnen. „Vor allem aber haben Menschen mit Behinderung ein Gremium, in dem sie sich an die Politik wenden können und auch gehört werden“, erklärt Göppel.

Zum Ende der Sitzung beklatscht sich der Rat, die anwesenden Gehörlosen winken mit erhobenen Armen die Hände zum stillen Applaus. In wenigen Wochen werden sie sich wieder um den langen Tisch versammeln. Kurzmann hebt sich aus seinem Stuhl und macht sich auf zur U-Bahn. Den Weg vom Marienplatz bis zu seinem Elternhaus studierte er einst mit seinem Vater ein. Immer wieder führen sie die gleiche Strecke gemeinsam, bis der Sohn sie allein beherrscht.

Dieser Umgang bleibe vielen Menschen mit Behinderung verwehrt, sagt er. „Wenn ich mich in meinem Wohnheim umschaue, sind die Leute dort erzogen wie Behinderte.“ Sie säßen meistens in ihren Zimmern und würden fernsehen. „Meine Eltern hingegen haben alles drauf angelegt, dass ich selbständig werde“, sagt er.

Der Weg zur Wohnung seiner Mutter ist eine der Routen, die Kurzmann allein schafft. Allerdings nur, wenn nicht zu viel los ist. Viele Menschen um ihn herum sind schnell zu viele – sie verursachen zu viele äußerliche Reize. Dann verliert Kurzmann

wie schon sein Vater, ein Visionär der Inklusionsarbeit. Warum der 64-Jährige noch immer unzufrieden ist und wovor er am meisten Angst hat.

die Orientierung und findet nicht mehr die richtige Rolltreppe.

Sein Weg an diesem ruhigen Tag führt Horst Kurzmann an Cafés vorbei, in deren Theken sich Backwaren stapeln. Er sagt, er müsse rechnen, ob er sich ein Stück Kuchen leisten könne. Bei seinem Job in einer Behindertenwerkstatt des Augustinus verdient er rund 160 Euro Taschengeld monatlich, dafür arbeitet er drei Tagen in der Woche in einer Gärtnerei. „Ich finde schlimm, dass ich nur so wenig Taschengeld bekomme“, sagt er. Das reiche nicht zum Leben. Zwar hat er zusätzlich noch rund 300 Euro Wohngeld zur Verfügung, doch zu wenig sei das allemal. Liebend gern höre er Schlagler, sei früher gern auf Konzerte gegangen. Doch die könne er sich inzwischen nur noch selten leisten. „Das Weggehen ist unheimlich teuer geworden“, beklagt Horst. Wenn er ausgeht, nimmt er ein Taxi, wofür er zum Bezirk Oberbayern eine Mobilitätsunterstützung von 250 Euro monatlich bekommt.

Bis zum Jahr 2009 lebte er mit seinen Eltern in der Altbau-Wohnung mit Blick auf das Olympia-Einkaufszentrum, zu der er gerade die Treppen hinaufsteigt – mittlerweile lebt seine Mutter dort allein. Dann zog Kurzmann in ein Wohnheim der Lebenshilfe. An den Abenden geht er liebend gern Kegeln, Schwimmen, zu Partys oder den Stammtischen der OBA. Diese Selbstbestimmung in der Freizeit wünscht er sich auch für andere Menschen mit Behinderung. „Viele Behinderte werden in Zuckerwatte gepackt. Die dürfen nicht mal allein U-Bahn fahren“, sagt er und schüttelt den Kopf.

Seine Eltern wollten ihm in jeder Hinsicht ein erfülltes Leben ermöglichen

Die Wochenenden verbringt Kurzmann am liebsten bei seiner Mutter. Die erinnert sich noch gut an die ersten Lebensjahre ihres Sohns. Damals, in den 1960er-Jahren, kannte kaum jemand das Wort Inklusion. Kinder mit einem Unterstützungsbedarf wie ihr Sohn, die „haben zu Hause Menschen-ärger-dich-nicht gespielt und Kassetten gehört“, erzählt die 84-Jährige, „die Eltern mussten sich um alles kümmern.“ Doch Familie Kurzmann akzeptierte das nicht. „Wir wollten dem Horst auch abseits von der Schule, den Behindertenwerkstätten und Wohnheimen ein erfülltes Leben ermöglichen“, sagt Elly Kurzmann.

Die Gründung der Offenen Behindertenarbeit war das Mittel zum Zweck. Alles hat mit Spielenachmittagen für Menschen mit

Behinderung begonnen. Dann entstanden immer mehr Clubs, die auf die Bedürfnisse betroffener Menschen ausgelegt waren. Jahrelang wuchs die Initiative. Mittlerweile gibt es Beratungen, Sportveranstaltungen, Partys und weitere Freizeitangebote. Doch heute gibt es bayernweit Dutzende Dienste der Offenen Behindertenarbeit, die von Zehntausenden genutzt werden.

Trotz entsprechender Gesetze ist Deutschland noch immer nicht inklusiv

„Und alles begann mit Horst“, sagt Elly Kurzmann mit einem Lachen und schaut zu ihrem Sohn. „Ich bin meinen Eltern sehr dankbar“, erwidert dieser. Als er jünger war, ließ er keine Party im Nymphenburger Löhe-Haus aus, in dem die Zentrale der Offenen Behindertenarbeit ist. Und durch viele politische Gespräche am Esstisch der elterlichen Wohnung sei er an gesellschaftliche Teilhabe herangeführt worden.

Auch an diesem Tag sitzen Mutter und Sohn am Esstisch, teilen sich einen Krapfen und schwelgen in Erinnerungen an ihren verstorbenen Mann und Vater. „Ich frag’ mich oft, wie man in einem Leben so viel leisten konnte wie der Paul“, sagt Elly Kurzmann und blickt aus dem Fenster. Zwischen ihm und Inklusion jedem ein Begriff. Was mit kleinen Initiativen, wie der Offenen Behindertenarbeit begann, entwickelt sich in den 70er- und 80er-Jahren zu einer gesellschaftlichen Bewegung. Im Jahr 1994 ergänzte die damalige Bundesregierung einen Satz in Artikel 3 des Grundgesetzes: „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.“ Mit der UN-Behindertenrechtskonvention aus dem Jahr 2009 sichern alle Vertragsstaaten zu, ihren Bürgerinnen und Bürgern mit Behinderung gleiche Menschenrechte zu gewährleisten. Inklusion ist also keine Forderung mehr, sondern geltendes Recht.

Im Jahr 2026 ist Deutschland noch immer kein inklusives Land. Die Lebenshilfe bemängelt insbesondere Versäumnisse in der Bildungspolitik. Obwohl die Länder seit 2009 für ein inklusives Schulsystem sorgen müssen, stieg die sogenannte Exklusionsquote in den Schulklassen einiger Bundesländer. Zusätzlich fehle es deutschlandweit an rund zwei Millionen barrierefreier Wohnungen. Und auch die Arbeitswelt ist nicht inklusiv: 60 Prozent der deutschen Unternehmen erfüllen die gesetzliche Schwerbehindertengquote nicht – schwerbehindert können auch Menschen mit körperlicher oder seelischer Beeinträchtigung sein. Erfüllt ein Betrieb die vor-

geschriebene Quote nicht, muss er eine Ausgleichsabgabe zahlen. Die mehr als 300.000 Menschen, die in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung arbeiten, schaffen nur selten den Sprung in den ersten Arbeitsmarkt.

Hin und wieder bringt Horst Kurzmann eine Portion Wäsche vom Wohnheim mit zu seiner Mutter. „Als Eltern von Kindern

mit Behinderung ist man gefordert bis zum Schluss“, sagt Elly Kurzmann, die die getragene Kleidung dann wäscht. Gefordert ist sie einerseits, weil ihr Sohn gern und oft bei ihr sei. Andererseits aber auch wegen der überbordenden Bürokratie. „Jedes Jahr muss ich als Betreuerin vom Horst einen Rechenschaftsbericht ausfüllen. Da wollte ich schon mal schreiben: Der Horst ist seit seiner Geburt schon behindert. Da ändert sich nichts mehr dran.“

Wenn ihr Sohn eine Winterjacke benötigt oder mit einer Gruppe der Offenen Behindertenarbeit in den Urlaub fahren möchte, brauche es ihre finanzielle Unterstützung. „Das ist gar nicht so einfach für mich. Ich bin selbst schon lange nicht mehr in den Urlaub gefahren“, sagt sie. Ihr Sohn selbst blickt besorgt in die Zukunft: „Ich habe große Angst, was passiert, wenn meine Mama nicht mehr ist. Ob sich die Leute dann immer noch so für mich einsetzen und sich um mich kümmern?“, sagt er und blickt auf den Krapfen in seiner Hand.

Trotz aller Unterstützung spürt Horst Kurzmann in seinem Leben immer wieder, dass er durch seine Behinderung eingeschränkt ist. „Ein schlimmer Punkt für mich war, als ich gesehen habe, dass mein Bruder viele Dinge macht, die ich nicht machen darf.“ Früher habe er nicht akzeptieren wollen, dass er keinen Führerschein machen und keine Familie gründen könne. „Meine Mama hat dann gesagt, das Jammern würde auch nichts ändern“, sagt er mit einem Lächeln. Was hingegen etwas ändern könne, sei politisches Engagement.

Das nahm der 64-Jährige sich zu Herzen. „Ich bin politisch sehr interessiert. Ich höre jeden Morgen die Nachrichten im Radio an und schau’ die ganzen Talkshows“, sagt er. Die Parteienlandschaft kenne er gut, im Vorfeld der Kommunalwahl in Bayern habe er sich nochmals informiert. Sein Fazit: „Viele Parteien gibt es nicht, die was für uns Behinderte machen wollen.“ Initiativen zur Teilhabe von Menschen mit Behinderung, wie der Behindertenbeirat, seien also unabdingbar.

Wie sein Leben verlaufen wäre, wenn seine Eltern die Offene Behindertenarbeit nicht gegründet hätten, weiß Kurzmann nicht. Ob er heute selbständig U-Bahn fahren würde, im Behindertenbeirat für seine Rechte kämpfen oder in den Lokalen der Stadt Platz nehmen würde – ungewiss. Klar ist aber: Horst Kurzmanns Geburt legte den Grundstein für die Offene Behindertenarbeit, die seither zehntausenden Menschen mit Behinderung geholfen hat, sich in einer exkludierenden Gesellschaft besser zurechtzufinden.

Im nächsten Jahr möchte Kurzmann in Rente gehen. Sein politisches Engagement an den Nagel zu hängen, sei aber keinesfalls geplant. Das ist er seinen Eltern schuldig, findet er. Dass er sich heute für seine Rechte starkmachen kann, ein Sprachrohr im Behindertenbeirat hat, ist auf deren langjährige Arbeit zurückzuführen. Auch, wenn eine Diskussion mal ungemütlich wird: Horst bleibt standhaft, energisch, aber höflich. Das habe er sich so abgeschaut, sagt er. „Ich bin in die Fußstapfen von meinem Papa getreten.“

Ein unerschütterlicher Optimist

Er hatte eine Vision: Nord- und Südhälfte des Englischen Gartens wieder vereinen. Nun ist Architekt Hermann Grub im Alter von 86 Jahren gestorben.

Es ist ein Projekt, das das Leben des Schwabinger Architektenpaars Petra Lejeune und Hermann Grub in den vergangenen 16 Jahren maßgeblich bestimmt hat: die „Wiedervereinigung des Englischen Gartens“. Die breite Autoschneise, die den Stadtpark seit den 60er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts in eine Nord- und eine Südhälfte teilt, sollte in einem Tunnel verschwinden. An der Oberfläche könnte die Wunde geheilt werden und so das Gartendenkmal für die Erholungssuchenden eine erhebliche Aufwertung erfahren.

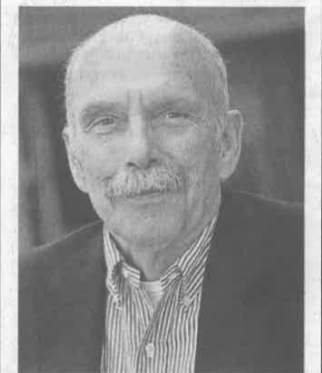
Mit großem Engagement haben die beiden eine bemerkenswerte Initiative ins Rollen gebracht, Bündnispartner gesucht, immer wieder öffentlichkeitswirksame Aktionen geplant. Neinsagen und Bedenkenträgern wollten sie keine Chance geben. „Wie man die Lebensverhältnisse in der Stadt verbessern kann, dafür hat mein Mann förmlich gebrannt“, sagt Petra Lejeune.

Bis zuletzt arbeitete Grub an dem Plan, eine Tramlinie durch den Tunnel zu führen

Der Tunnel blieb allerdings eine Vision. Weil sich das Ehepaar nicht entmutigen ließ, zeichnete es die Stadt 2018 mit der Medaille „München leuchtet“ in Gold aus. Das Duo Grub/Lejeune wurde schon vor Jahrzehnten mit bemerkenswerten Grün- und Landschaftsplanungen weit über München hinaus bekannt. 1974 berichtete etwa der Spiegel über Grubs Idee, die Schwabinger Hinterhöfe zu entrümpeln, sie zu vereinen und zu begrünen. Viele Aktionen, ein humanes Wohnumfeld zu gestalten, folgten in deutschen und anderen europäischen Städten.

Über Jahre hinweg moderierten die beiden erfolgreich den komplizierten Planungsprozess zur Umgestaltung des betonierten Neckartals im Großraum Stuttgart in eine attraktive Erholungslandschaft. Dort in der Nähe, bei

Ulm, ist Grub geboren.



Zusammen mit seiner Frau Petra Lejeune ist Hermann Grub für bemerkenswerte Grün- und Landschaftsplanungen bekannt. FOTO: A. SCHELLNEGER

Noch immer gibt es im Englischen Garten nur eine schmale Verbindungsbrücke, die über den Mittleren Ring führt und die beiden Hälften des Parks verbindet. Eine große Computersimulation auf einer Plakatwand zeigt die Idee des vereinigten Englischen Gartens mit Grün und keinen Autos. Das war’s dann wohl aber auch mit einer schönen Idee, für die Petra Lejeune und Hermann Grub so lange gekämpft haben. Die rot-grüne Stadtratsmehrheit hat sich entschieden, das 125 Millionen Euro teure Tunnelprojekt endgültig zu den Akten zu legen. Es müssten nämlich 900 Bäume für das Vorhaben gefällt werden.

Vor allem Hermann Grub gab nicht auf. Bis zuletzt arbeitete er an dem Vorschlag, eine Straßenbahnlinie durch den Tunnel zu führen, um das Projekt noch attraktiver zu gestalten. Doch auch damit stieß er im Rathaus auf keine Gegenliebe. Die Hoffnung blieb.

Nun ist Hermann Grub nach schwerer Krankheit im Alter von 86 Jahren gestorben. Sein großer grüner Traum von der Wiedervereinigung des Englischen Gartens hat sich nicht erfüllt.

Ihr Mann sei ein unerschütterlicher Optimist gewesen, sagt Petra Lejeune. Unermüdet habe er mit neuen Ideen aufgewartet, um die spektakuläre Grünplanung im Park voranzubringen. Wie es jetzt weitergeht? „Wir haben mit unseren aktuellen Vorschlägen zum kombinierten Auto- und Straßentunnel die Grundlage für einen Neustart gelegt“, sagt Petra Lejeune. „Was daraus wird, liegt nicht in unserer Hand.“

Zwölf Umzugskisten umfassen all die Dokumente, Briefwechsel und Aktionspläne zum Parktunnel. Ein Nachlass, der vor Kurzem dem Architekturmuseum der TU München übergeben wurde.

Alfred Dörr